Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 2

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

VIKTOR MANN: WIR WAREN FÜNF[1]

«Tief ist der Brunnen der Vergangenheit»; dies Wort, mit dem Thomas Mann sein Josephs-Werk einleitet, lesen wir mehrmals in dem großen Memoirenwerk seines Bruders Viktor; immer aber dann, wenn der jüngste der «fünf» über das merkwürdige, harte, große und doch gnädig beschiedene Schicksal, das der Sippe der Mann zuteil geworden ist, besonders nachdenkt: «Aus weltweiten Fernen waren die Züge derer gekommen, aus denen wir wurden. Auf ihre Wege durch die Jahrhunderte schauten Schneeberge der Schweiz, fränkische Ackerhügel, nordische Dünen und tropischer Urwald. Sie kamen aus Bauernhäusern, Werkstätten, Kontoren und von Bord ihrer Schiffe auf uns zu, waren Freiheitskämpfer und Sklavenhalter, Hirten und Handelsherren, Handwerker und Seeleute. Sie kämpften sich durch Schlachten, Brände und Stürme, und es klangen bei ihrem Wandern die Glocken vieler Länder, der Lärm vieler Märkte und immer wieder das unendliche Rauschen des Meeres». Mit dem Meere sind namentlich die ältern Brüder, Heinrich und Thomas, vertraut geblieben. Es nahm sich ihrer an, als ihre strenge Liebe zur Heimat durch infernalischen Haß vergällt wurde und trug die beiden in alter Treue und Sympathie einer neuen, freieren Heimat entgegen. Und dort leben sie, zwar dem europäischen Meer und Kontinent abgewandt, aber dafür die ungeheure Weite des pazifischen Ozeans im Angesicht. Viktor Mann, geboren 1890 in Lübeck, ist seinen zwei Schwestern, Julia und Carla, nachgestorben, kaum daß er im Frühjahr 1949 seine Memoiren vollendet hatte. Den Bruder Thomas hatte er 1947 in der Schweiz wiedergesehen, Heinrich aber nie mehr. Das Leben des Spätgeborenen, der 19 Jahre jünger als Heinrich und 15 als Thomas war, ist eigene, von denen der Brüder völlig verschiedene Wege gegangen. Und doch war es ein sinnvolles Leben. In ihm trat noch einmal, augenfällig und in konzentrierter Form, das geistige und menschliche Erbe der großen und weitverzweigten Ahnenschaft zutage. Der Hang zum ungebundenen, jugendlich-freien Schweifen und Streunen war vererbt. Ebenso aber von anderer Seite der Drang zu Familie und Siedeln, zum Bauern; und, von dritter Seite übernommen, regte sich in Viktor das Kaufmannsblut. Er studierte Landwirtschaft, war nach abgeschlossenem Examen diplomierter Landwirt, stand in Staatsdiensten als Milchversorgungsbeamter und war später Agrarexperte einer bedeutenden Bank. So fanden die verschiedenen Tätigkeiten der Vorfahren im jüngsten Sproß der Mannschen Sippe einen mehr als bloß sinnbildlichen Ausdruck und Niederschlag. Die künstlerisch-schöpferischen Talente aber, die in den Brüdern Heinrich und Thomas mächtig wirksam waren und den beiden auf anderer Ebene die Weltgeltung wiedergaben, die einst das Kaufmannshaus der Mann zu Lübeck hatte, blieben in Viktor schlummernd liegen. Doch auch er war davon nicht unberührt geblieben. Nicht ohne beachtenswerten Erfolg hatte er sich als Filmbuchautor betätigt und sogar mit Thomas gemeinsam einen Film «Tristan und Isolde» vorbereitet (dessen eingehende Planung im vorliegenden Buch in extenso abgedruckt ist), der aber nie aufgenommen wurde, da, wie Viktor schreibt, inzwischen «1933 kam, und ein Film von Thomas Mann ‚untragbar' wurde». — Die künstlerische Potenz war ja

[1] Mit 35 Tafeln, erschienen im Südverlag, Konstanz.

auch nicht von ungefähr auf die Mann gekommen. Von langer Hand vorbereitet, waren schließlich die glücklichsten Bindungen und Mischungen schicksalshaft zustande gekommen: Norden, Westen und Süden hatten ihren ganz bestimmten, wohlproportionierten produktiven Anteil. Hier soll besonders vom Urgroßvater Johann Heinrich Marty, dem ehemaligen Glarner, die Rede sein. Geboren 1779 in Glarus und 1844 in Lübeck als «Consul und Kaufmann» gestorben, war Marty, dessen Tochter Elisabeth den Lübecker «Consul, Aeldermann und Kaufmann» Johann Sigismund Mann geheiratet hatte, «ein lebensfroher Mensch und großer Freund der Musen, namentlich der Musik» gewesen. Viktor, der wie seine Geschwister, viel von Marty in sich hat, erwähnt diesen Liebling unter seinen Vorfahren väterlicherseits immer wieder. So sagt er unter anderem: «Die Martysche Musikalität war eine starke Erbmasse» (auch Thomas wurde, wie man weiß, daraus aufs höchste und schönste bedacht). «Er hat Martysches Blut, hatte es bei uns geheißen», sagt Viktor weiter, «wenn ein Nachkomme Hang zu Fidelität oder Lust zum Fabulieren zeigte». Daß Marty (er hatte sich nach französischem Muster das y zugelegt) ein guter Schweizer war, beweist das folgende schöne Zitat: «Der Konsul und Großkaufmann Johann Heinrich Marty blieb seinem Geburtslande stets treu verbunden. Er fuhr nicht nur fast alljährlich in eigener Karosse zu fröhlichem Besuch nach Glarus, sondern als 1817 dort eine arge Hungersnot herrschte, brachte er innerhalb fünf Wochen in Lübeck, Hamburg, Kiel und anderen Städten der Küste 13 238 Mark Courant in verschiedenen Münzsorten, worunter Louisdor, Carolin, Dänen- und Hollandgulden zusammen und sandte sie der Heimat zu Hilfe.»

Der beste Beweis, daß Viktor nicht aus dem Rahmen der «Erbmasse», sondern sogar sehr nah beim Stamm des Baumes gefallen ist, sind seine unterhaltsam vorgetragenen Memoiren. Der offenbar vom Verleger auf den Schutzumschlag gesetzte Untertitel «Die Buddenbrooks, wie sie wirklich waren» ist deplaciert und zum Teil irreführend. Es handelt sich bei diesen Erinnerungen nicht um eine Korrektur der «Buddenbrooks», sondern im Gegenteil um eine brüderliche Bestätigung. Wirklicher als die «Buddenbrooks» ist natürlich auch Viktors Buch nicht. Einzig die vor-buddenbrooksche Ahnentafel wird durch Viktor in die Tiefe vergrößert und dem Leser und Liebhaber zu manchen Versteckheiten des großen Romanwerks der Schlüssel in die Hand gegeben. Auch wenn man für «Buddenbrooks» «Manns» setzt, wird der auf Wirklichkeiten neugierige und nur schlüsselsüchtige Leser nicht auf die Rechnung kommen; er wird höchstens feststellen können, daß zwischen den gelebten Realitäten und den dichterischen Wirklichkeiten kein kategorischer Unterschied besteht und daß alles vollkommen stimmt. Der sachliche Bericht Viktors liefert den wichtigsten Beweis, daß die Dichtungen seiner Brüder, von Anfang bis heute, im wahrsten Sinne erlebt und erlitten sind. Es gibt nur *eine* Wirklichkeit. Diese wird durch den Dichter erhöht, gefestigt, verewigt, aber nicht verändert. Veränderung wäre Fälschung, und diese entlarvt sich immer selbst und wird — wie jede Lüge — durch sich selbst ad absurdum geführt.

Man kommt bei der Betrachtung eines so reichen Erinnerungswerkes wie das vorliegende, das aus abertausend Episoden und Episödchen, Historie und Beichte, knappem Bekenntnis und weit ausladenden Zeit- und Milieuschilderungen aufgebaut ist, und in dem hundert Gestalten Revue passieren, leicht in Versuchung, ob dem verführerischen Detail die große Linie zu verlieren. Man tut darum gut, mit dem Kleinbild stets das Gesamtmosaik im Auge zu behalten; denn dieses ist vor allem maßgebend. — Merkenswert ist auch hier, daß es des Anstoßes von außen, von Freundesseite bedurfte, um den Besitzer einer so großen und kostbaren Erinnerungsmasse zur Niederschrift zu bewegen. Auch Viktor Mann spricht von

einer gewissen vererbten «Trägheit» (deren übrigens auch Thomas, auf sich bezogen, mehrfach Erwähnung tut), die es vor Werkbeginn zu überwinden galt. Natürlich handelt es sich hier um Trägheit in einem übertragenen Sinn, und diese hat mehr mit Scheu, Angst vor dem Versagen, Ehrfurcht vor dem Schöpferischen, dem Werdeprozeß zu tun als mit ordinärer Faulheit. Es ist die Gewissenslast und -frage, das Verantwortungsgefühl des schöpferischen Menschen, was sich hinter dem schlichten Wort Trägheit verbirgt. Auch Viktor, der nachher so frisch ins Zeug ging, war vorerst davon bedrängt. Und auch er — wie Thomas so manches Mal — hatte ursprünglich die naive Absicht, ein kleines Büchlein mit Erinnerungen und Anekdoten zu machen — und konnte nimmer enden. Er wurde vom Stoff übernommen, vom großen Stoff, von den «Buddenbrooks» bis zum «Doktor Faustus», aber auch von den Wirklichkeiten des «Untertan», der «Kleinen Stadt» bis zu «Ein Zeitalter wird besichtigt». Nichts von allem blieb dem Jüngsten erspart, der sich so gar nicht zum Dichter geboren glaubte: «Tief ist der Brunnen der Vergangenheit.» Die allerletzte Lebenszeit war ihm zur Niederschrift dessen vorbehalten, was den Brüdern Ausgangspunkt des Lebenswerkes war. Im Nebenamt mußte er *sein* Werk vollbringen, in fiebernden Nachtstunden. Da erstanden die vergangenen Welten vor ihm, die geliebten Menschen der Vergangenheit, das Glück der Jugendzeit, die Strenge der Mannesjahre; auch die Versuchungen des Lebens, denen er erlegen oder entronnen war, erstanden ihm neu. Und als er die Feder aus der Hand legte, starb er. Er hatte mit dem Memoirenwerk sein Eigentliches gegeben und damit, beinah unbewußt, sein wahres Leben vollendet. Viktor starb wie die besten Gestalten in den Büchern seiner Brüder sterben. Es war ein gesegnetes Sterben. — Was das erstaunliche Gedächtnis des 59 Jahre währenden Lebens aufbewahrt hatte, mußte eilig zu Papier gebracht werden. Die Eile, mit der dem Tode ein Vorsprung abgerungen werden konnte, liest sich aus vielen Seiten heraus. Hinter dem Schlußpunkt wartete der Tod, um den in seiner letzten Lebensfrist vom Schöpfungsdrang getriebenen, letzten in Deutschland verbliebenen «Mann» im Grab des Münchener Waldfriedhofes mit der Mutter und den vorangegangenen Schwestern zu vereinen.

Viktors Buch ist ein Buch der Liebe. «Und auch ich glaube in unserer tiefen Nacht noch an das Gute, an Gott im Menschen — an die Liebe», heißt der letzte Satz. Liebe hatte Viktor in reichem Maße erfahren, von der Mutter, den Geschwistern, den Freunden. Vor allem aber von der Mutter. Ihr rührendes Bild begleitet ihn darum durch den langen Gang der Erinnerungen, und ihr sind sie gewidmet. Ihr Tod (1923) ist mit der Kraft des Dichters und der Liebe des Kindes geschildert. «... ich werde euch wieder rufen lassen», war ihr letztes Wort gewesen. Ihren Jüngsten und Umsorgtesten hat sie nun zuerst gerufen. Liebe ist das mütterliche Erbe. Selbst da, wo Viktor nicht lieben konnte, als das Böse in der Gestalt des Hitler heraufstieg und über sein Land und seine Menschen kam (Hitler, den er nicht wert hielt, um vor ihm zum Märtyrer zu werden), äußerte sich sein Abscheu mehr in verbissenem Schweigen, in Spott und Ironie als in Haß.

Viktor nennt sein Buch «Bildnis der Familie Mann». Wie tief und weit das geistige und menschliche Wesen dieser Familie wurzelt, beweist die Tatsache, daß zur Ergründung und Erfassung ihrer Existenz und Geschichte die eingehende Darstellung einer ganzen Kulturepoche mit all ihren Aeußerungen notwendig war. In dieser Uebergangsepoche wurzelt die Fünfersippe nicht nur materiell, sondern hier nahm das geistige Werk der beiden groß gewordenen Exponenten Heinrich und Thomas seinen Ausgang. Kein Exil vermochte die Wurzelung in gerade diesem Zuhause zu stören. Darum sind beider Werke bis zum heutigen Tage, bei aller Welthaltigkeit und Weltgröße, im bezeichnendsten Sinne des Wortes: urdeutsch. Für diese Deutschheit ist der berühmte, von Viktor Mann mit Takt und

Klugheit geschilderte «Bruderzwist» vielleicht das sprechendste Symptom. Es war ein Kampf ums Gleiche auf verschiedenen Ebenen und mit verschiedenen moralischen und künstlerischen Mitteln, was wie Bruch und Entfremdung aussah: «Was bei Heinrich Schärfe und zornige Moral war, wurde von Thomas mit mehr Ironie ausgedrückt, aber die geistige Haltung war die gleiche.» — «Alles, was beide Brüder sagten, setzte Geist gegen Ungeist, Humanität gegen Barbarei, Liebe gegen Haß.» So mußte es kommen, daß, was in Wirklichkeit nur eine formale, äußere Störung war, sich eines Tages, wenn die Zeit hiezu reif war, von selbst beheben würde. Die innere Einheit war ja nie versehrt gewesen. Die sichtbare Einigung geschah bei der Feier von Thomas' 50. Geburtstag im Alten Rathaus zu München, wo sich die Brüder vor allem Volk und seinem Jubel umarmten, und Heinrich sagte: «Freuden und Ehrungen, die dir zuteil werden, sind Freuden und Ehrungen genau so für mich und uns alle.»

Viktor Manns Buch ist, da es einem schönen Mittlertum entspringt, auch ein Buch des Gleichgewichts. Er selber verkörperte lebenslang innerhalb einer differenzierten Vielfalt die Mitte, um die die Vitalitäten und geistigen Elemente kreisten. Ihm allein war es gegeben, gerade dieses Buch zu schreiben, und es *so* zu schreiben. Wie der Freund Friedrich Huch, der herzenskluge Mensch und feinsinnige Dichter, sah er — nicht *trotz* seiner Jugend, sondern gerade dank der späten Nachkommenschaft — über allem die Einheit und Einigkeit der Geister früher als alle Welt. Sein Mittlertum war nicht künstlicher Art, es entsprach vollkommen der Herkunft, der sittlichen Stärke, dem Charakter und dem fanatischen Gerechtigkeits- und Wahrheitsglauben der Sippe. Viktor erlebte alle Untergänge und Uebergänge mit, neugierig und wach, aber ohne sich je aus der angeborenen stoischen Fassung bringen zu lassen. Kurz: Er war ein *Mann* wie seine Brüder. Durch sein Buch ist er vom «Brüderchen» zum *Bruder* geworden: Es waren ihrer *drei!*

OTTO BASLER

A PROPOS DE «L'INESPÉRÉ» DE GILBERT TROLLIET

Le grand critique romand bien connu, maintenant établi en France, Albert Béguin, à qui l'on doit l'existence de l'admirable collection des Cahiers du Rhône où, pendant les années noires et depuis, tant de poètes apparemment hermétiques ont fait la preuve que certain chant secret peut soudain apparaître comme la plus valable façon de parler clair et d'exprimer l'angoisse de toute une génération, — Albert Béguin, donc, m'écrivait il y a quelques années, après la publication de l'un des livres de Gilbert Trolliet: «Trolliet est en train de devenir un poéte facile.» C'était, par une erreur d'optique fort compréhensible chez un homme qui venait de donner toute sa résonance à la «poésie des profondeurs» d'un Eluard, d'un Jouve, d'un Pierre Emmanuel, prendre trop à la lettre, dans le cas de son compatriote, le dessein de ne pas être seulement, sous le signe aimé de Valéry, le mainteneur d'une certaine savante «poésie pure» et comme extra-cosmique, mais aussi, peut-être un peu de par l'exemple de son aîné Claude de Maguet, poète français du juste dire vivant à Genève, d'incliner sa voix à un chant plus simple, et même, parfois, à de simples chansons.

Que la poésie la plus authentique, voire la plus grande, puisse ainsi loger en des «poèmes mineurs», c'est ce que nous prouvent une fois de plus nombre des pièces réunies dans «L'Inespéré»[1], dernier recueil de ce lyrique qui est, croyons-nous, le poète le plus vraiment poète de la Suisse romande actuelle:

[1] Editions des Trois Collines, Genève-Paris.

Et d'une cloche qui bat
Sous l'écorce du poème
Et va proférant tout bas
Le simple aveu d'elle-même.

Voix sûre et discrète à force d'être exquise. Je songe aussi à telle chanson des Ponts — *«Pont du logis comme un pont Mirabeau»* —, où l'on ne sait quelle douceur de lied s'ajoute encore à la mélodie:

Rames! trouez toutes les vieilles fables
Sous les ponts endormis comme les yeux sont clos.

Mais Trolliet sait bien que cette simplicité de la démarche, cette allure de bonne compagnie qui ne daigne point insister ni prendre à tout prix, comme c'est trop souvent la mode, des airs de mystère, ne signifie pas pour autant simplisme et facilité:

Le secret n'était point de ce que nous taisons,
Mais de cela qui veut se dire.

Même les «chansons» où l'expression se fait, sinon la plus claire du moins la plus cristallisée — comment ne pas au moins nommer aussi en passant «Aux vitrines», «L'ile», «Le jardin des pauvres»? — restent, et l'on en est reconnaissant au poète, aux confins du rêve et comme lourdes de songe dans leur légèreté même:

Ces matelots sont les hôtes d'un rêve
Que nous tairons.

Lourdes de songe, mais non point alourdies.

Une pudeur, mais lucide, préserve Trolliet de tout excès romantique. A la façon de son premier maître Valéry ou, en musique, d'un Busoni, par exemple, il ne cède point au destin et, s'il voit certes la tragédie de l'être, trouverait pusillanime de la trop prendre au tragique:

C'est plus que l'âme ne supporte
Et plus que répondre ne peut...
La fatigue ferme la porte
Et se délivre de ce peu.

Sans doute, comme tout poète en devenir — et tant que l'on vit l'on devient —, le Trolliet d'aujourd'hui éprouve l'appel, si j'ose écrire, de ses propres antipodes; l'un de ses plus récents poèmes, «Antarès», tend à une forme plus intérieure, et peut-être à certain renoncement de cette lucidité dont nous évoquions le régulateur:

Mon égale, ma vie aveugle.

Et Trolliet déjà y trouve en effet comme une plus directe voie d'accès au mystère:

...Je pressais
Tes paumes, tes poignets, je conjurais un sortilège
Par le rythme du sang qui court, ô sang compté
Battant la charge, flux fidèle
Du sang qui nous rassure et n'a point de solstice.

Toutefois, hormis justement dans «Antarès», lorsque Trolliet, actuellement, revient au long poème — et parmi ses œuvres plus anciennes «L'Ode à la For-

tune», entre autres, nous a depuis longtemps démontré quelle peut y être sa maîtrise —, c'est encore dans la forme la plus apolliniennement savante — mais où la science, tout comme dans les chansons que nous disions, un peu par simplification, simples, se corrige d'être parfois comme un élément de jeu — qu'il trouve son expression la plus haute. Je n'en veux pour exemple, d'abord, que le texte magnifique intitulé «Statue de Diane» où, si la figure de la déesse, comme l'a dit excellemment Jean Starobinsky, «reste proche de sa puissance mythique la plus ancienne, qui est sauvage et cruelle», le poète en couronne cependant l'évocation par ces vers d'une perfection classiquement linéaire:

Et Diane, épousée éternelle du marbre,
Sa grâce est incertaine et figée, et son pas
Est suspendu mais ne s'arrête pas.

Et de même, au reste de façon plus rigoureuse encore, le poème final du livre, et qui a reçu le même titre que tout le recueil, est poésie savante entre toutes, mais qui réussit ce miracle de porter la forme la plus stricte, cette fois nettement valéryenne, à une perfection non seulement digne de «La jeune Parque», mais encore si profondément recréée qu'à la différence de ce que l'on a vu chez Valéry, s'y manifeste une pensée tout actuelle, sociale et politique oserai-je croire, — en l'espèce l'annonce d'un temps meilleur, de «l'inespéré»; au point que l'on peut dire que l'outil valéryen de la poésie pure devient ici l'instrument d'une poésie incarnée. — Sans nommer par leur nom ni la paix revenue:

...descendez, ô payse légère

ni la promesse, le poème chante:

Je vous dirai trois mots qui dansent, voulez-vous?
. . . . . .
Je vous dirai trois mots que j'offre à la musique.
Un poème sans fin soit leur âme lyrique.
La nuit monte, s'étoile et tremble à votre gré...
L'aveu de l'être en nous se hâte, inespéré.

L'on est heureux que deux prix, coup sur coup — le grand prix du Rhône et le prix du congrès des écrivains de France — aient désigné «L'Inespéré» — quinzième volume de vers publié par Trolliet, lequel, en outre, rédigea longtemps la revue «Présence» — à l'attention d'un vaste public; ainsi tous ceux qui depuis longtemps déjà en avaient la certitude connaissent-ils désormais la joie de n'être plus seulement quelques-uns à savoir que le lyrisme de langue française compte, en ce Genevois, l'un de ses plus beaux créateurs.

JEAN-PAUL SAMSON

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Orwell: Kriegstagebuch

Im Augenblick, da George Orwell ein europäischer Ruhm und eine englische Volkstümlichkeit wurde, ist der poetische Satiriker der *Animal Farm* und der fernhintreffende Pamphletist von *«1984»* gestorben, zum Schrecken seiner Freunde, die seinen Tod seit Jahren erwarteten, und zur schmerzlichen Ueberraschung seiner Leser, die von ihm noch viel erhofft haben. Die Mikroben, die sein Lebensorgan zerstörten, schufen ihm ein neues, eine fast unmoderne und doch so dringend

nötige Membran, in der, wie in einem Lautsprecher des Gewissens, jedes Unrecht dröhnenden Widerhall fand. Orwell hat leider nur wenig hinterlassen, sein englischer Verleger Secker & Warburg wird seine zerstreuten Essays in einem Sammelband *Shooting an Elephant* veröffentlichen und dem Gedenkheft der *World Review* (16) verdanken wir außer den Beiträgen seiner Freunde T. R. Fyvel, Russel, Spender, Hopkinson, Read, Huxley u. a., Auszüge aus seinen *Kriegstagebüchern,* in denen Notizen über Tages- und Weltereignisse sein Erlebnis einer längst angekündigten Katastrophe mit Einzelzügen wiedergeben, an denen ein Revolutionär von Geblüt eine Pro-forma-Revolution erlebte. Mensch der Tat, Mann der Presse, oder vielmehr der Zeitschrift, hält Orwell, ähnlich wie Karl Kraus, Phrasen der Weltgeschichte am Rockzipfel einer flüchtenden Zeitungsnotiz zurück. Ja, das war England, dessen «Star» am Tag der belgischen Kapitulation schon 2 Seiten für den Krieg hatte und noch 6 für Rennen. Lady Oxford beklagte im Daily Telegraph, daß die Flucht der Society aus London das Leben um viel Unterhaltung ärmer gemacht habe. Und viele flohen mit ihrem Koch in Hotels, deren Küche sie nicht restlos trauten. Als Bomben auf London fielen, nannte ein frommes Blatt die Granatsplitter Manna des Himmels. Und als alter «Linker», der wie so viele andere in Spanien seine Krise erlebte, notierte Orwell, wie der Kapitulationsgeist des Abstraktpazifismus der zwanziger Jahre jetzt in den vierzigern auf die Patrioten der Mitte übergegangen ist, die Parole des Antifaschismus auf Pétains Verdun-Wort zurückgeht: «Ils ne passeront pas», das er nun ins Gegenteil verfälschte. Als Rückfall in einen naiven Salonbolschewismus mutet es Orwell an, daß *New Statesman* für den Fall von Tobruk, mit Zehntausenden Toten und Gefangenen, 2 Zeilen hat, für das Verbot des kommunistischen Daily Worker aber 108. In der ersten Zeit des Krieges versteht England noch nicht, was sich ereignet. Orwell zieht durch die Straßen und schreibt auf Plakatsäulen «Laufpaß für Chamberlain», wie er einst in Barcelona anarchistische Parolen gegen bolschewistische auf die Wände setzte. Die Erschütterung von Dünkirchen war der Beginn einer Revolution in England, einer Quasi-Revolution, wie Orwell es nennt. Soldaten und Matrosen aus Dünkirchen werden auf den Straßen applaudiert — man kannte noch nicht den Treppenwitz der Weltgeschichte, den *B. H. Liddell Hart* in seinem Kriegsbuch *Die Strategie einer Diktatur* enthüllen konnte (Verlag Amstutz, Herdeg & Co., Zürich), daß nämlich Hitlers Haltbefehl an die Panzertruppen die Gelegenheit zur Flucht der British Expeditionary Force und die Bereitschaft zum Frieden England bieten sollte. Inzwischen hofft Orwell, daß sich die B. E. F. in Frankreich lieber in Stücke schlagen läßt als zu kapitulieren und daß die Franzosen, wenn Hitler Versailles besichtigt, das Schloß mit ihm in die Luft sprengen werden.

Das englische Leben erleidet und erhebt sich zu Wandlungen, die Orwell aus den Einzelfällen des Lebens im voraus kommen sieht. Er achtet auf die Wirkung von Reden, Radiostimmen, Zeitungen, Flugblättern. Er, der untadelige Humanist, notiert mit Befriedigung, daß Vansittarts Flugschrift *Hate Germany!* rasenden Absatz findet. Die Geldmacht kennend, unterscheidet er Mentalitäten von mehr und weniger als fünf Pfund Wocheneinkommen. Das ist die Wasserscheide der Politik. Hinterher ist freilich alles anders. Die Regierungsschrift *The Battle of Britain* stellte Ereignisse, deren Winzigkeiten und Torheiten Orwell in vielen Eintragungen festgehalten hat, als Epos der britischen Geschichte dar. Die Wirklichkeit war, ach!, ganz anders, aber ein Volk, das eine Art Revolution erlebt, braucht auch Historiker der Vergangenheit «qui n'avait pas lieu». Als im August der russische Widerstand und die Organisation des

Krieges eine neue Stabilität ankündigt, bricht Orwell seine Eintragungen ab. Sie wollten große Ereignisse begleiten, deren Beurteilung sich in ganz kurzer Zeit gewandelt hatte. Oder wie Connolly einmal Orwell sagte: «Intellectuals tend to be right about the direction of events but wrong about their tempo.»

Deutsche Kulturtendenz

Zu einem Fehlurteil über das geistige Klima Deutschlands bekennt sich *Theodor W. Adorno* in einem interessanten Beitrag, der in den *Frankfurter Heften (5)* unter dem Titel *Auferstehung der Kultur in Deutschland?* erschienen ist. Der Verfasser hatte schon lange in religiös-sozialen Kreisen einen Namen, bevor ihn seine Mitarbeit an den musikalischen Kapiteln des *Doktor Faustus* weitbekannt machte. Er übt nun eine Lehrtätigkeit an der Universität Frankfurt a. M. aus, die überhaupt wieder ihren Vorkriegsruhm, eine Stätte avantgardistischen Gewissens zu sein, wiederzugewinnen bemüht ist.

«Draußen», versichert Adorno, und meint wohl vor allem die Vereinigten Staaten, habe man geglaubt, daß der Nazismus eitel Barbarei hinterlassen habe, daß nichts geistig Kulturelles in Deutschland mehr vorhanden ist, und die täglichen Sorgen alle Anliegen des geistigen Menschen überwuchern.

Daß das nicht stimmt, ist schon lange bekannt. Wenn Adorno als dritter nach *Alfred Weber* und *Willy Helpach* das gespannte Interesse der Studentenschaft rühmt, so wird man das gern als Wechsel auf die Zukunft indossieren. Die Beziehung zu den geistigen Dingen findet Adorno stärker als vor 1933, eine intellektuelle Leidenschaft hat die politische verdrängt. Diese hat keinen Stoff mehr und nimmt nicht mehr den Menschen für ihre Zwecke in Anspruch. Adorno sagt uns aber auch, wohin dieses Interesse tendiert: zur Deutung von Dichtung und Philosophie, das heißt zu einer Erneuerung der Bildung. Gewiß ist hier eine Reaktion auf die Vergangenheit wirksam. Man zieht sich in das stille Musenglück zurück, mit Ohren wund von der Zeit des Gebells. Aber wenn so etwas wie «Geist» noch existiert — es war immer töricht es zu bezweifeln —, so lehnt Adorno doch ab, «Geist an sich zum letzten Wert zu erheben».

Die Zuspitzung ausländischer oder im Ausland gefällter Urteile, gegen die sich Adorno mit schönem Gerechtigkeitsdrang wendet, hat aber doch nicht die Bedeutung, die er ihnen gibt. Die Fragestellung geht in dieser Form am Problem vorbei, und so wichtig es ist, unverantwortliches Gerede abzustellen, so darf man doch nicht glauben, daß die Anerkennung eines vielfältigen und interessanten geistigen Lebens in Deutschland, in oder über den Katakomben, das Problematische dieses Lebens aus der Welt schafft. Auch in den Jahren des Anführers war Planck ein eminenter Physiker; auch wenn sich Hauptmann tief vor Göbbels verbeugte, sprossen aus diesem Felsblock alljährlich Blumen hervor; und die Anwesenheit unaussprechlicher Gesichter hinderte Furtwängler gewiß nicht, ein neues Pianissimo zu kreieren. Wie die Kantianer 1914 die Kritik jedweder Vernunft dem preußischen Generalstab überließen, so schlug auch unter dem schwarzen Waffenrock der SS ein Herz, das in der Freizeit Bachsche Choräle orgelte oder nach getanem Dienst duinesisch dichtete. Die Entdeckung Adornos, daß es in Deutschland leidenschaftliche geistige Interessen gibt, läßt das alte Problem unberührt: wann wird der Mann des deutschen Wortes ein Mann der Tat werden — und welcher? Sehr schön sieht Adorno den «Bruch zwischen den Produzierenden und der Kultur, der sie anhängen». Die alten nicht-konformierenden Worte seien konventionell geworden, die Errungenschaften von Rilke und George «Allgemeingut, aber

um ihren Sinn gebracht und der ungeschickten Geschicklichkeit eines jeden Bildungsphilisters überantwortet». Das alles sagt aber doch nur, daß der Geist Lüge war und ist, weil ihm die Selbstverwirklichung, das *Unbedingte,* fehlte. Infolgedessen ist jede Wiederkehr zu den *früheren* Allgemeininteressen etwas Prekäres. Nicht das «Zurück», das «Kein-Zurück», die Ablösung von den alten und die Schöpfung von neuen Interessen, würde Verheißungen wecken. Daher dringt Adorno auf einen Geist des Utopischen, der die heutige Erstarrung des wieder sich regenden Geistes auflösen könnte. Hölderlins Klage über die Deutschen, «tatenarm und gedankenvoll», darf kein Programm werden. Daß die neue deutsche Scheu vor Taten, wie Adorno beobachtet, eine Trauer über den mißlungenen Traum von Macht und Größe transparent macht, ist ein weiterer Hinweis darauf, daß die neue Geistbesessenheit eine Triebverdrängung verdecken könnte. Dennoch ist es geboten, der deutschen Jugend nicht alle Aussicht auf eine neue Zeit zu nehmen, in der sie wieder politisches Subjekt sein kann, sondern ihr für diese Zeit Aufgaben zu stellen. Ihrer sind viele, und wenn sie sich zahlreich an den Leser dieses Aufsatzes herandrängen, hat er es sicher seinem Verfasser zu danken.

Judaica Die ungeheuerliche Ausrottung, die Deutschland am jüdischen Volk versuchte, und die niemals in gleichem Maße ohne den stillen oder hypokrit versteckten Konsent anderer Völker und Staaten so weit gelungen wäre, endigte wie alle früheren verwandten Versuche gemäß der Erwartung *Dostojewskijs:* die Juden kehren zu ihrer *eigenen Idee* zurück, sie wollen nach dem Massaker nicht weniger jüdisch sein als vorher, sondern jüdischer. Daß dies nur geistig möglich und schöpferisch ist, ergibt sich aus dieser Idee selbst. Und so zeigt sich auch in der Welt der Zeitschrift eine jüdische Renaissance an, eine geistige Rückkehr zu einem inneren Zion, ein wachsendes Bedürfnis, die eigene Idee an den Ideen der Welt, die eigenen Lebensnotwendigkeiten mit denen der Welt in wirksamen Einklang zu bringen.

Abgesehen von diesen primären Fragen, ist aber auch für einen Teil der neuen jüdischen Literatur und der Zeitschriften eine *Auseinandersetzung mit dem Christentum* charakteristisch, die früher nicht möglich gewesen wäre. Das ist freilich auch auf christlicher Seite der Fall. Man braucht da nicht bloß an eine Zeitschrift wie *Judaica* zu denken, deren Untertitel Beiträge zum Verständnis des jüdischen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart ankündigt und die im Auftrag des Vereins der Freunde Israels zu Basel herausgegeben, ziemlich paritätisch den jüdischen und den reformierten Gedanken, vor allem auf religiösem Gebiet, zum Ausdruck bringt. Auch katholische Zeitschriften behandeln in steigendem Maße die jüdische Idee und das jüdisch bewußte Schaffen als Realitäten, mit denen sich die gebildete Welt auseinandersetzen muß. Als beste jüdische Zeitschrift und eine der interessantesten überhaupt, erscheint nun schon im 9. Halbjahrsband *Commentary,* die in New York vom American Jewish Committee herausgegebenen Monatsschrift (96 S. Quart). Sie behandelt die Gesamtheit der heutigen Weltfragen und hat auch zahlreiche nichtjüdische Mitarbeiter, wie Richard H. S. Crossman, Sidney Hook, John Dewey, Sartre, Spender, Golo Mann u. a. Künstlerisch und wissenschaftlich steht sie auf der Höhe der Zeit. Da das Schwergewicht der Diaspora von Polen nach Amerika übergegangen ist, müßte alle Welt an dieser Sammlung erneuernder Kräfte ein Interesse haben; denn wie sonst wäre der Welt zu helfen, wenn nicht durch die Kräftigung *aller.*

Dieselbe amerikanisch-jüdische Organisation gibt auch in Frankreich eine Monatsschrift *Evidences* heraus, von der bisher elf Hefte erschienen sind. Die Entwicklung des Judaismus in und durch Frankreich und seine Ablösung von den nicht sehr günstigen deutschen Einflüssen auf den Durchschnittsjuden, gehört auch zu den Problemen allgemeiner Erneuerung, kann doch das Heil für Europa nur von Frankreich kommen. Spät setzte sich diese Einsicht im Judentum durch. Eine wertvolle Vorarbeit leistete dafür viele Jahre die in Genf erschienene, leider eingegangene *Revue Juive,* deren Herausgeber *Josué Jéhouda* seine Ideen jetzt in der Collection *Israël et le Monde*[1] in anderer Form verbreitet. *Evidences* stellt die Probleme in den großen französischen Zusammenhang. Man liest Beiträge von Edmond Vermeil, des früheren Ministers Daniel Mayer Erinnerungen an die Résistance, Briefe von *Pissaro* — der den jüdischen Anteil am Impressionismus verkörpert —, aktuelle Glossen und historische Studien. Die lebendig redigierte Zeitschrift spiegelt auch das literarisch-artistische Leben Frankreichs wider.

Die *Revue de la Pensée Juive* erscheint vierteljährlich in 160 Seiten starken Heften und wendet sich den großen Geistesfragen zu. *Paul Claudel* gibt in einer schönen Botschaft, während seiner neuen Arbeit an einer Interpretation des *Evangile d'Isaïe,* der Hoffnung Ausdruck, daß der Staat Israel kein zweites Albanien oder Bulgarien werde, sondern eine Stätte der Erneuerung seines Universalismus. Beiträge von *Jacques Maritain, Jules Isaac* (über *Péguy*), *Robert Aron, Martin Buber, René Lalou, Vildrac, St. Fumet* geben der Revue eine reichhaltige Geistigkeit. Sie will vom *jüdischen* Gedanken her bewußt *europäisch-französisch* sein.

Im *belgischen Kongo,* in Elisabethville, erscheinen, nur postalisch von den Zentren des jüdischen Lebens entfernt, die *Etudes juives.* Auch diese Zeitschrift will die Weltfragen an der jüdischen Idee und diese an ihnen prüfen. Im Aprilheft findet man Artikel über die Jugend, über soziale Gerechtigkeit, Spaniens Vergangenheit und einen Essai über die Beziehung von Vernunft und Instinkt bei der Wahrheitsfindung.

Hochland Die von Carl Muth gegründete Münchner Monatsschrift erntet jetzt in ihrem 42. Jahrgang, was der Katholizismus in den letzten Jahrzehnten in der geistigen Welt gesät hat. Wie andere katholische Zeitschriften, zeichnet sich auch *Hochland* durch den Dienst an der Idee, ohne Rücksicht auf die Trägheit oder das Unterhaltungsbedürfnis des Lesers, aus. Dieser soll eben, wenn er zu einer Zeitschrift greift, aus dem Flachland herausgehoben werden. Ohne hohe Ansprüche ist geistige Erneuerung nicht mehr möglich. Grade der Katholizismus will aus seinen Lesern nicht bloß gläubige, sondern denkerisch geschulte, mit allen modernen Problemen vertraute Menschen machen. Charakteristisch für die neue katholische Zeitschrift ist ihr künstlerischer Anspruch. Man liest und analysiert Lyrik von John Donne, Musset, Pierre Emanuel, Lasker-Schüler, Jouve, Supervielle, Fargue. Die Bildbeilagen reichen vom Mittelalter zu Beckmann. Namhafte deutsche Historiker, gedankenvolle Autoren, wie *Josef Pieper, Voßler, Guardini, Otto Frhr. v. Taube, Otto Karrer, Richard Seewald,* geben unter der Leitung des Herausgebers *Franz Josef Schöningh* der Zeitschrift den Charakter hoher Verantwortung für die Durchdringung des Lebens durch ein Ganzes.

[1] A la Baconnière, Boudry-Neuchâtel.

Kurze Chronik Unter dem Titel *Außenpolitik* gibt die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, eine neue Zweimonatsschrift heraus, die dem deutschen Bedürfnis außenpolitischer Selbstorientierung dient. Redigiert von *Dr. Herbert von Borch,* steht sie unter der Leitung eines Komitees von Außenpolitikern und Historikern, das auf Politik und Wissenschaft eines rechtsstehenden Liberalismus schließen läßt. Unter den Mitarbeitern des ersten Heftes findet man René Lauret (vom «Monde»), Ludwig Rosenberg (von den Gewerkschaften), Heinz Holldack u. a. Die außenpolitische Bibliographie ist eine nützliche Einrichtung und sollte auf Zeitschriften ausgedehnt werden. — Unter erweitertem Titel erscheint jetzt *The National and English Review (808).* Das neue Heft ist wieder sehr anregend. Unbekannte Einzelheiten der Konferenz *Franco—Hitler* in Hendaye, in der es sich um die Besetzung von Gibraltar handelte, teilt Jan Colvin mit. Die Gefahr der *Colour Bar* für das Commenwealth, aber auch die der sofortigen Aufhebung in Südafrika, behandelt Laurence Gandar. In Europa ist Sympathie für Andersfarbige selbstverständlich; dennoch soll man ruhig auch einmal die andere Seite hören. — Zum 75. Geburtstag von *Thomas Mann* veröffentlicht *Die Neue Rundschau (2)* den Glückwunschbrief von *Hermann Hesse,* in dem der Freund dem Freunde für seine «ebenso unerbittliche wie spiellustige Prosa» dankt. Man kann diesen entzückenden Ausdruck nicht vergessen, wenn man die anschließenden Kapitel aus dem neuen Roman *Der Erwählte* liest, in dem offenbar das Faustus-Thema von Buß' und Reu' auf der Höhe christlicher Erfahrung der früheren satanischen folgt. — Thomas Mann rühmte einmal das Verständnis von *Georg Lukacs* für *Wilhelm Raabe.* Die politisch-soziale Grundlage des Raabeschen Humors untersucht Lukacs in einer Studie in *Sinn und Form (1).* Im selben Heft eine interessante *Begegnung von Peter P. Semjonow mit Dostojewskij* 1856 in Sibirien nach der Entlassung aus dem «toten Hause», als degradiertem Offizier, im Verkehr mit dem Gouverneur. Manchen Leser könnten die relativ humanen Lebensverhältnisse eines zaristisch Deportierten zu heiteren (oder bitteren) Vergleichen über die Umwege des Fortschritts Anlaß geben. — Das neue Heft von *Artibus Asiae* (XII, 4), von *Alfred Salmony,* New York, redigiert, bringt französische und englische, schön illustrierte Studien über Sungmalerei, europäischen Einfluß auf buddhistische Gesten in der bildenden Kunst, magischen Symbolismus in tibetanischen Bronzen und andere Beiträge der bedeutendsten Kenner asiatischer Kulturen. Die in *Ascona* dank Baron von der Heydt erscheinende Zeitschrift gehört zu den angesehensten Organen dieser Wissensgebiete in der Welt. *Felix Stössinger*